

Kreativer Gesellschaftsumbruch
Daniela Muthreich

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung vom Verlag / Autor urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung von elektronischen Systemen.

KLDM Verlag / Literaturmarke – Schweiz / Copyright Daniela Muthreich

KLDM Kreativ-Literatur Daniela Muthreich
www.kreativ-literatur.com

Lektorat: Sabine Steck / Susanne Pavlovic, www.textehexe.de

Korrektorat: Moritz Siegel, <http://www.siegel-lektorat.de>

Buchumschlag: DaylinArt Irene Repp, www.daylinart.webnode.com

Illustrationen: Carla Grillo, Zürich

Satz: Corinna Rindlisbacher, www.ebokks.de

Druck und Herstellung: Amazon

ISBN: 9798702612577

Kreativer Gesellschaftsumbruch

Integration und Generationenschuld

Daniela Muthreich

Beim Schreiben des Buches inspirierten mich wahre Begebenheiten. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind jedoch rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Mehr über die Autorin unter www.kreativ-literatur.com

Danksagung

Ich schrieb und schreibe in tiefer Verbundenheit zu J. H.

Vorwort

Liebe Leserin und lieber Leser,
dieses Buch beschreibt einen Teil meines Lebens – meinen Integrations-Zeitraum von 2007 bis 2016. Im Fokus stehen hierbei die Stolpersteine des zwischenmenschlichen Miteinanders, die die Integration schwer machen. Dieser Text ist nur ein Beispiel dafür, was passieren kann, wenn man gezwungen ist, sein Land zu verlassen. Egal, ob man aus beruflichen Gründen oder aus Kriegs- und Krisengründen einen Länderwechsel vollziehen muss, man steht vor der gleichen Aufgabe: Überzeuge die Gesellschaft, in die du dich integrieren willst – auch wenn Vorbehalte bestehen.

Das Buch ist kein üblicher Roman, sondern eine Mischung aus Prosatexten, Theaterszenen und Poesie. Diese ungewöhnliche Textform erlaubt es mir, Ereignisse und Reaktionen von Menschen stärker zu emotionalisieren, um gewisse Verhaltensmuster deutlicher sichtbar zu machen. Poesie und Theaterszenen sind meine Form, Dinge anzusprechen, die derzeit mit einem Prosatext nicht gesagt werden können – so zum Beispiel die Kapitel zur Generationenschuld.

Möglicherweise sind manche Vorbehalte in Teilen der Gesellschaft so stark ausgeprägt, dass Integration fast unmöglich ist. Möglicherweise haben Teile der Gesellschaft selbst so viele Probleme, dass sie damit überfordert sind, die Migration anderer zuzulassen. Möglicherweise möchten Teile der Gesellschaft keine Veränderung und wollen zum Beispiel auch das Hinterfragen von Schuld nicht zulassen, weil sie nicht bereit sind, sich von Altem zu trennen.

Unter welchem Aspekt man es auch immer betrachtet, Integration oder Migration ist eine Herausforderung für uns alle – insbesondere im Hinblick auf krisengeschüttelte Zeiten, in denen immer wieder Menschen flüchten und ihre Länder verlassen müssen. Mit diesem teils autobiografischen Werk möchte ich Nachdenklichkeit zu den Themen Gesellschaft, Integration und

Generationenschuld auslösen. Ich schrieb es aus Liebe zu allen Kindern – in der Hoffnung, dass die hier beleuchteten Probleme sich bessern. Das folgende Zitat hat meine Motivation, dieses Buch zu schreiben, angeregt und aufrecht erhalten:

»Es gibt keine größere Kraft als die Liebe.
Sie überwindet Hass wie das Licht die Finsternis.«

Martin Luther King

Inspiration

Was bist du nur für mich – oh, Nebel!
Ein Schwaden-Rauch im nassen Dunst.
Wo setz ich an den Wortehebel
und schaff zum Reim vereint die Kunst?
Wo such ich Melodie und Einklang?
Bind Worte, Silben oft ans Maß,
fand schon so lange keinen Anfang,
doch Reimen machte immer Spaß.

Mich zog's hinaus in nasse Schwaden,
nahm dort die Lyrik in Empfang;
wollte nur dichten, auch Balladen,
empfind die Worte nicht als Zwang.
Sah dann hinauf zu den Plejaden,
beschwor die Wolken am Portal,
rief Geister, Zauber und Dryaden,
erhielt Einlass im Wortesaal.

Szene 1: **Die Vorstellung**

Der Vorhang schwingt zur Seite und gibt den Blick auf einen wunderschönen Nachthimmel frei. Die Technik macht es möglich, dass Sterne und Mond am »Bühnen-Firmament« funkeln und kleine, zauberhafte weiße Kugeln wie von selbst getrieben durch die Dunkelheit steuern. Bei jedem Aufprall auf eine andere Kugel kommt es zu einer leuchtenden, aber lautlosen Explosion und das »weiße Runde« zerfällt danach funkensprühend in viele Einzelteile. Bevor der »weiße Ball« ganz verschwindet, blinkt er bizarr ein letztes Mal blau auf. Geheimnisvolle Musik setzt ein, die unheilvoll, dramatisch, aber doch wegweisend klingt.

Langsam nehmen gruselige Nebelschleier die Bühne in ihren Besitz, verstellen den Blick des Zuschauers, und die Musik steigert sich in ihrer Lautstärke. Es ist schummrig und nur noch vereinzelt finden die Lichtstrahlen der Sterne ihren Weg durch die wabernde Masse aus Dunst. Die Musik steigert sich wellenartig – zuerst leise, dann immer lauter, bevor sie fast abebbt und dann von Neuem beginnt. Der Zuschauer sitzt nun in einem mystischen Dunkel und kann schemenhaft kleine Kobolde, Feen und Elfen auf der Bühne ausmachen, die sich leichtfüßig, fast schwebend zum Rhythmus der Klänge nach rechts und links bewegen.

An der Decke der Bühne werden nun kerzenbesetzte Kronleuchter sichtbar und technisch wird das Flackern von Flammen im Wind simuliert. Ausdrucksvolle Schattenformationen sind erkennbar, so als würde der Luftzug von stark nach schwach wechseln und umgekehrt.

Beim sukzessiven Zurückweichen des Nebels kommen weitere Teile des Bühnenbildes zum Vorschein. Gruselige Skelettgestalten, deren Augenhöhlen stark leuchten, sind auf Wände gemalt, und die Szenerie wandelt sich in einen Gewölbekeller. Aufgestapelte, verstaubte Weinkisten, Gerümpel, alte Holzschlitten; ein runder Tisch in der Mitte, dessen Oberfläche eine einfache Baumscheibe ist, umgeben von Baumstümpfen, die als Sitzgelegen-

heiten fungieren; dicke Steinmauern, die doch durchlässig sein können, Werkzeuge und viele Kartons mit ungelüfteten Geheimnissen zeichnen sich ab. Ergänzend blinken nun magische Symbole auf: Dreiecke, Kreise mit Mittelhalbierung, Sterne; Nonagon, Oktagon, Heptagon und Hexagon! Kleine Feen singen plötzlich:

»Im Pentagon lebt Estragon; die Angst zerrann, fühl mich entzwei – gib Bühne frei!«

Eine Frau in Violett betritt den Schauplatz und verbeugt sich vor den Zuschauern. Diese Frau bin ich, denn ich bin die, die das Buch schrieb. Und so komme ich näher und starre gebannt in die Gesichter der ersten Zuschauerreihen.

Ich beobachte eine Weile und sage dann freundlich: »Guten Abend, liebe Zuschauer. Schön, dass ihr bei mir seid und meine Geschichte hören möchtet. Sie ist sehr persönlich, darum möchte ich euch duzen. Meine Geschichte ist unterhaltsam, denn es geht um die Gesellschaft. Aber das Leben mit dieser Gesellschaft kann manchmal auch schwierig sein. Dabei ist es ganz egal, ob man sich in ein fremdes Land integrieren möchte oder schon länger hier lebt: Gewisse Verhaltensmuster und Konstellationen in der Gesellschaft begegnen uns allen im täglichen Leben – ganz unabhängig davon, ob wir gerade einen Integrationsprozess durchleben oder nicht.« Pause. »Aber seid unbesorgt, es geht hier nur um mein Leben – und darum möchte ich euch zunächst alle Akteure dieses Werkes vorstellen, meine treuen inneren Freunde: Bühne frei für den ersten treuen inneren Freund, den Maître des Humors – etwas frankophill!«

Der Maître des Humors betritt schwungvoll die Bühne, stürzt sich auf mich und umarmt mich lustig und vergnügt. Er trägt einen bunten Mantel und eine Kappe auf dem Kopf. Mit spöttischem Lächeln entziehe ich mich seiner Umarmung, setze mich auf einen Baumstumpf und fordere ihn auf, sich vorzustellen.

Der Maître des Humors ruft: »Guten Abend! Ich bin von froher Natur und versuche auch in schlimmen Lebenslagen, dem Dasein etwas Lustiges abzugewinnen! Ich finde Gefallen an unserer Welt. Ferne Länder interessieren mich und vor allem die Menschen, die dort leben. Es kommt mir so vor, als befände ich mich unentwegt auf den Spuren von exotischen Kulturen. Auch bin ich offen und kommunikativ, etwas poetisch, satirisch – und für manche

auch schwierig. Ich liebe die Spekulation, die Interpretation, die Provokation und die Diskussion! Aber ich bin nicht allein! Bühne frei für den nächsten Akteur – den Rechercheur!«

Mit einer einladenden Handbewegung fordert der Maître diesen auf, näher zu kommen. Doch der Rechercheur steht gar nicht gerne im Rampenlicht, sondern liebt es, im Hintergrund zu bleiben. Ein Detektivhut zielt sein Haupt, beige mit kleinen braunen Quadraten, die Ohrenwärmer hochgeklappt. Ein unauffälliger Mantel umhüllt seine hagere Statur, Typ Trenchcoat, dunkelbeige, mit großen Seitentaschen. Immer wieder blickt er sich um oder zur Seite und stochert mit seinem Spazierstock im Bühnenbild, als verberge sich an dieser oder jener Stelle ein wichtiges, noch ungeklärtes Geheimnis. Dann prüft er akribisch einen bestimmten Bereich dieses Stocks und schaut immer wieder auf seine Armbanduhr. Völlig aus dem Konzept gebracht, reagiert er nun leicht ungehalten auf die ihm entgegengestreckten Arme des Maître.

Maître des Humors, lachend: »Darf ich dich kurz vorstellen oder möchtest du es selbst tun?«

Rechercheur, mit schmerzverzerrtem Gesicht: »Ich mach's selbst, auch wenn es eigentlich keinen was angeht.« Er stellt sich in die Mitte der Bühne, räuspert sich kurz mit kleiner Stimmprobe, und sagt dann in hartem Tonfall: »Guten Abend, liebe Zuschauer, mein Name ist Rechercheur – ich bitte um korrekte französische Aussprache, möglichst akzentfrei, sofern dazu jemand in der Lage ist. Es passt mir überhaupt nicht, dass ich meine Identität preisgeben muss, aber ich verstehe, dass dies hier unumgänglich ist. Auch verspüre ich keine Neigung, meine Charakterzüge darzulegen – das ist für mich eine Qual! Ich musste unter Zwang vor den Vorhang: Man zog mich schonungslos, ich war fassungslos, in dieses Werk hinein, doch wollt ich da nicht sein – und musste trotzdem rein!« Plötzlich innehaltend. »Ich will lieber lesen, recherchieren und Texte zerschneiden, in Stille, und Öffentlichkeit vermeiden!«

Maître des Humors, amüsiert beschwichtigend: »Was ist denn mit deinem Spazierstock?«

Rechercheur, plötzlich enthusiastisch, ruft: »Den hab ich neu! Sieh mal, er hat eine kleine Kamera am Ende! Die kann ich in alle Ecken halten – auch in die, in die ich selbst nicht steigen mag. Anschließend landet ganz automatisch ein Bild auf meiner Armbanduhr! Faszinierend – so entgeht mir nichts mehr!«

Ein Tusch erfolgt. Der Maître tritt für einen Moment beiseite und ein Regen von ausgeschnittenen Zeitungsartikeln schwebt auf den Rechercheur nieder. Begeistert fängt er einige von ihnen auf und bleibt damit noch einen Moment im Zettelhaufen stehen. Dann setzt er sich auf einen Baumstumpf und studiert, sich am Kopf kratzend, die Papierfetzen. Der Stock wird an die Baumscheibe gelehnt und fällt krachend zur Seite – er bleibt dort liegen. Ganz vertieft widmet sich der Rechercheur der Lektüre.

Ich erhebe mich vorsichtig von meinem Baumstumpf und gebe den Bühnentechnikern ein Handzeichen. Wie aus dem Nichts beginnt nun eine gigantische Lasershow. Die Farbe Rot bestimmt das Strahlen-Spektakel: Karminrot und Kirschrot, gemischt mit Lotusblüte und Garnelenpink. Amorfiguren, die immer wieder Pfeile durch die Luft schießen, werden technisch auf die Bühne projiziert. Ein Trommelwirbel ertönt und kündigt einen weiteren treuen inneren Freund an. Ein Vorhang fährt automatisch zur Seite und ein Mann in rotem Kostüm wird sichtbar. Energiegeladen tritt er in die Mitte der Bühne, breitet die Arme aus und ruft:

»Guten Abend, liebe Zuschauer, fühlt euch willkommen!« Er wirft den Menschen Kuschhände zu, fällt dann auf die Knie, legt beide Hände an seine linke Brust und bittet mit seinen wunderschönen, leuchtenden Augen und einem Kopfnicken um Ruhe. Dann spricht er leidenschaftlich: »Es ist mir eine Ehre, mich vorstellen zu dürfen. Ich bin der Gefühls-Chef und ich danke euch, dass ihr dieses Stück ausgewählt habt, um euch unterhalten zu lassen. Fühlt euch willkommen! Ich weiß, dass diese Geschichte nachdenklich macht, lieber Zuschauer. Ich weiß, dass es nicht einfach für dich wird, bis an die Abgründe menschlicher Charaktere zu treten, und ich befürchte, dass du lieber wegsehen möchtest, denn auch du bist ein Teil der Gesellschaft, die hier zu sehen sein wird. Aber bleibe bei uns! Ich belohne dich in dieser Geschichte mit Liebe, denn ich stehe für das Gute, für die Lust und die Leidenschaft.«

Er steht wieder auf und zeigt auf einen Zuschauer. Dieser erhebt sich, und der Gefühls-Chef weist ihm einen der Baumstümpfe zu. Dann wendet er sich energiegeladen wieder dem Publikum zu und spricht: »Doch bevor ich zu viel verrate, möchte ich zwei weitere Akteure vorstellen. Zwei, die sich besonders qualifiziert haben.« Er breitet seine Arme aus und winkt zwei Personen heran, die sich im Hintergrund der Bühne versteckt halten und nun aus dem Schatten des Vorhangs treten.

Einer der beiden ist ein kindlicher Typ: Er trägt einen Ringelpullover und auf dem Kopf eine Pudelmütze mit einem riesigen Fellbüschel. Der andere ist nur in Unterwäsche gekleidet: T-Shirt mit langen Ärmeln, Boxershorts und selbst gestrickte Wollsocken. Zudem trägt er einen Sack über der Schulter. Beide steuern auf den Gefühls-Chef zu, während dieser sich langsam zurückzieht, um auf einem Baumstumpf Platz zu nehmen.

Der kindliche Mann im Ringel-Outfit wirkt verlegen: Er zieht sich seine dicke Mütze vom Kopf und knabbert an ihrem Saum. Der Akteur in Unterwäsche schleppt derweil seinen Sack zum Bühnenrand und legt ihn im Scheinwerferlicht nieder. Langsam öffnet er ihn und stückweise wird erkennbar, was der Sack enthält: eine Bergsteiger-Ausrüstung. Ordentlich drapiert der Mann nun Stiefel, Hochtouren-Steigeisen, Thermokleidung, Rucksack, Stirnlampe, Eispickel, Alpingurte, Gamaschen, ultraleichte Eisschrauben, einen Helm sowie verschiedene Gurte und Seile auf dem Bühnenboden.

Der Infantile beginnt zu sprechen, nachdem seine Zähne den Mützen-saum freigegeben haben: »Guten Abend. Ich bin der Chefdramatiker und dies ...« – er wendet sich zur Seite und zeigt auf die in ihre Sortierung vertiefte Person neben sich – »... ist mein Freund, der Bergsteiger.« Beide verneigen sich und der Bergsteiger widmet sich wieder seiner Ausrüstung. Mit Bedacht beginnt er, eine Thermohose anzuziehen.

Der Chefdramatiker wendet sich erneut dem Publikum zu und spricht: »Mein Freund, der Bergsteiger, der sagt nicht viel, aber wir beide lieben Babys. Wir streicheln gern ihre süßen kleinen Köpfchen und singen ihnen Schlaflieder, wenn sie den Weg ins Land der Träume nicht finden können. Dazu hüllen wir sie in eine Sternendecke und erzählen ihnen lustige Geschichten, damit unschöne Tagesereignisse den Pfad aus ihrer Gedankenwelt antreten können.«

Der Bergsteiger bückt sich und legt Oberteile seiner Ausrüstung an, dabei achtet er genau darauf, dass kein Reißverschluss hakt und kein Knopfoberteil mit dem falschen Knopfunterteil geknöpft wird. Er prüft auch Klettverschlüsse und reißt sie mitunter noch einmal auf, um sie noch sorgfältiger aufeinanderzulegen.

Der Chefdramatiker, plötzlich verträumt, sagt mit Herz in der Stimme: »Wir beide lieben auch die Poesie – unser Hang zum Kindsein hilft uns, Worte zu finden.«

Der Rechercheur gibt ein Handzeichen und dem Chefdramatiker wird ein Strauß Veilchen überreicht. Der fertig eingekleidete Bergsteiger wird vom Rechercheur per Fingerwink an die Baumscheibe zitiert, und ich deute auf einen noch freien Baumstumpf. Er nimmt Platz und der Chefdramatiker steht nun als einziger auf der Bühne.

Chefdramatiker, gefühlvoll: »Oh, Veilchen! Veilchen sind Blumen und Blumen wachsen auch an Mauern. Ich liebe Naturstein-Mauern mit Blumenbepflanzung!« Er zieht seine Mütze wieder über und tut so, als wiege er ein Baby im Arm: »Ich bin ein Salamander, wie kein anderer. Nehm' ich ein Sonnenbad auf einem Stein, genieß ich den Strahl, bin froh, daheim zu sein. Am liebsten schlafe ich in Blumenkissen, dort kann man gut den Mond vermissen. Wenn lieblich Duft mich eng umhüllt, wenn selig Rausch mich ganz erfüllt, wenn tief im Schlaf ich dennoch zuck, dann tief ergibt sich auch ein Ruck. Dann zuck ich, dann ruck ich, dann fall ich hinunter. Dann saus ich, dann braus ich, dann bin ich auch munter. Ja, fall ich von der Mauer, dann werd' ich richtig sauer! Hab' auch mein Blumenkissen gänzlich abgerissen. Blumenkissen abgerissen, dabei in den Schwanz gebissen? Was sieht mein Äuglein da am Boden? Die Blumen, die sprechen von welch Episoden?«

Der Gefühls-Chef springt auf und legt dem Chefdramatiker den Arm um die Schulter, bevor dieser weitersprechen kann. Dann sagt er zum Publikum: »Was wollen wir mit diesem Buch, mit dem Theater? Wovon sprechen wir? – Ich sage es euch.« Er zeigt auf mich. »Sie wird euch einen kurzen Teil ihrer Geschichte erzählen und euch Einblick nehmen lassen in die Gesellschaft. Und damit du, lieber Zuschauer, die Gesellschaft besser erträgst, heitert dich der Maître des Humors zwischendurch auf. Außerdem können die beiden emotionalen Typen ...« – er winkt dabei den Bergsteiger und den Chefdramatiker zu sich heran – »... bis ins Unendliche dramatisieren und steigern. Und das brauchen wir auch, denn dann entsteht Tiefe. Wir wollen in die Tiefen einer Gesellschaft vordringen – dort werden uns Neid und Schuld begegnen, es geht dabei um Integration und auch um Sprache.«

In diesem Moment bewege ich mich zum vorderen Bühnenteil und die Szenerie wird von Fackeln erleuchtet und spirituelle Chormusik setzt ein. Ich werfe die Arme zum Bühnenhimmel und Lichtfunken in Blau und Violett sprühen wie ein Sternenregen über das Publikum. Danach streichen blaue und violette Gestalten kaum sichtbar über den Theaterboden. Dann

versinkt das Bühnenbild in völlige Dunkelheit, ein schockierender Ton setzt ein und nur noch die Fackeln werfen ihren Feuerschein auf mich.

Plötzlich verschwindet die Geisterstimmung und es wird heller. Alle meine treuen inneren Freunde setzen sich mit mir an die Baumscheibe und prostern sich zu. Der einsame Zuschauer auf seinem Baumstumpf wird aufgefordert, mitzutrinken.

Aus einer Öffnung am vorderen Bühnenrand wird plötzlich ein Sessel mit einer Leselampe emporgehoben. Ich verlasse meinen Baumstumpf und setze mich schwungvoll auf den Sessel, dabei zucken Blitze im Hintergrund, und während ich mein Gewand ordne, sage ich: »Liebe Zuschauer, ich lese euch nun einen kurzen Teil meiner Geschichte vor – lasse euch Einblick nehmen in eine bestimmte Periode meiner Zeit und unterbreche an gewissen Stellen diese Erzählung. Ich möchte nicht einfach einen Text über mein Leben herunterschreiben, denn das haben schon viele gemacht. Außerdem bietet diese Geschichte immer wieder Möglichkeiten, Momente zu hinterfragen. Und wie könnte man Momente besser hinterfragen als durch ein Gespräch in Form einer Theaterszene? Ich beginne im Jahre 2007.«

2007 Ein Umzug – Beginn meiner Integration

Im Jahre 2007 zog ich mit meiner Familie von Deutschland in die Schweiz. Meine ältere Tochter, Lisa, war damals fünf Jahre alt, und meine jüngere, Alicia, ein wenig älter als ein Jahr. Wir – mein Mann, meine beiden Kinder und ich – sind eigentlich eine ganz normale Familie. Und ganz normale Familien müssen in der heutigen Zeit auch umziehen, wenn das Unternehmen, für welches der Hauptverdiener tätig ist, dies wünscht. Das ist eine Normalität im Zeitalter der Globalisierung und es war eine Riesenchance für uns – aber auch eine Fahrt ins Ungewisse, denn keiner von uns wusste genau, was auf uns zukäme und worauf wir uns damit einlassen würden.

Unser Umzug war bereits in Planung, und im Sommer 2007 suchten mein Mann und ich mithilfe des Unternehmens, für das mein Mann tätig war, eine geeignete Behausung im französischsprachigen Teil der Schweiz, unweit eines Sees. Wir wurden schnell fündig, obwohl wir nur einen einzigen Tag für die Suche hatten, und mein Mann unterschrieb wenig später den Mietvertrag. Ungefähr zwei Wochen vor dem eigentlichen Umzug, im Monat November, erhielten wir die Mitteilung, dass das von uns gewählte Objekt nicht mehr zu mieten sei und der Hauseigentümer nun andere Pläne habe. Leider hatte irgendeine der an dem Umzugsprozess beteiligten Personen es versäumt, die Unterschrift des Hauseigentümers unter den Vertrag setzen zu lassen – uns aber im Glauben gelassen, es sei alles geregelt.

Wir hatten nun ein gewaltiges Zeitproblem: Unsere Kinder waren längst von Kindergärten etc. abgemeldet, der Termin war mit dem Umzugsunternehmen vereinbart, Formalitäten wie Abmeldungen bei Behörden bereits eingeleitet und zum Teil vollendet und, und, und ... Es braucht wohl nicht viel Vorstellungsvermögen, um sich auszumalen, dass so ein Umzug auch eine Menge »Papierkram« bedeutet – Formalitäten ohne Ende. Dazu kam noch der Kauf des Mobiliars, das natürlich auf die Maße des neuen Wunsch-
Domizils abgestimmt war, – und plötzlich änderten sich auch diese Maße, kein Quadratmeter war mehr so, wie geplant. Wohin nun also mit dem auf

Maß und unter Berücksichtigung des Alt-Inventars gekauften Mobiliars? Und wie viel Zeit blieb uns noch? Wir hatten vierzehn Tage, um ein neues Heim zu finden und unsere Planung den neuen Verhältnissen anzupassen. Eine gewisse Unruhe stellte sich ein. Sollten wir jetzt alles absagen?

Glücklicherweise fand mein Mann – per Zufall? – in der zur Verfügung stehenden Zeit tatsächlich eine Lösung: Ein sehr altes Haus, einsam in den Bergen gelegen, fast vom Wald verschluckt, riesengroß und mit Tradition. Dieses Haus war vor vielen Jahren dort errichtet worden und erfüllte ursprünglich einen ganz anderen Zweck. Es war ein Gebäude mit dicken Mauern und Holzbalken an den Decken, wie sie in bäuerlichen Behausungen vorzufinden sind, und Fensterläden. Ein großer Park lag dem Haus gegenüber und das volle Ausmaß des für Schweizer Verhältnisse gigantischen Terrains offenbarte sich dem Auge des Betrachters erst bei näherem Hinsehen, denn der dazugehörige Garten auf der Rückseite des Hauses kam noch hinzu. Aber was war mit dem Park? Und was war im Park? Wir sahen es zuerst gar nicht, denn wir hatten viel zu viel zu tun. Im Park standen Skulpturen, die mit Planen verhüllt waren, damit sie im Winter dem Wind und dem Schnee trotzen konnten. Diese Protektion der Kunst verhüllte die Sicht – für die Magie der Kunst oder für die Kunst als Magie? Oder war die verhüllte Kunst als Mahnung zu verstehen, hatte sie eine Wächterfunktion? Wer wusste das schon?

Mir war dies alles damals noch nicht bewusst, denn für mich kam es nun zu einem erheblichen Umbruch meiner Gewohnheiten: von supermoderner, sehr urban gelegener, gestylter Hightech-Wohnstätte zu historisch, traditionsreich, einsam, naturverbunden, etwas entfernt von der Zivilisation. Wie sollte ich das schaffen? Wie sollte ich mich von meinen Gewohnheiten lösen? Und dann das Haus: Es wirkte wie ein Herrenhaus auf mich. In meinem neuen Herrenhaus konnten wir allerdings nur ein Appartement bewohnen, denn die drei weiteren waren an Nachbarn vermietet.

Und was würde eigentlich im Winter passieren? – Wir waren doch in der Schweiz! Hatte ich mir vorher überhaupt ausreichend Gedanken über die hiesigen Schneeverhältnisse gemacht? Aber am Tag des Einzugs freute ich mich einfach nur, dass die weiße Masse vor der Haustür lag, und formte mit meinen Händen eine Schneekugel. Auch die Salto schlagenden Eichhörnchen im Schnee vor unserem Esszimmerfenster fand ich amüsant.

Sie erdreisteten sich sogar, dem Schneemann den Schal zu stehlen. Für die Vogelwelt errichteten wir gleich eine Futterstelle und entzückt beobachtete ich mit meinen Kindern, wie sich zu all den Meisenarten auch Spechte und Häher gesellten. Wenn eine neue Art hinzukam, blätterte meine ältere Tochter emsig in einem Buch der Vogelkunde, um herauszufinden, welcher Typ Vogel als Nächstes sich über die Samen und Körner hermachte. Da das Buch die Namen viersprachig auflistete, nutzten wir es zusätzlich als Vokabelhilfe, um unsere Sprachkenntnisse in Französisch zu vertiefen. Und neben all den wunderschönen zwitschernden Federtieren entdeckten wir auch Spuren im Schnee und bemühten sofort eine weitere Literaturhilfe, um den Spurengerber zu ermitteln.

Der Standort ermöglichte uns viele Entdeckungsreisen in die Natur. Allerdings blieb anfangs der Umbruch in meinem Kopf bestehen. Ging ich zum Beispiel im Spätwinter nachts in den Garten, um dem Fuchs live zu begegnen, dann war ich jedes Mal fasziniert, wenn ich die Nachtvögel rufen hörte. Gebannt lauschte ich dem Schrei der Eule, aber ich erschreckte mich dann doch, wenn sie plötzlich wie aus dem Nichts in nur einem Meter Entfernung über meinem Kopf vorübersauste und der Luftzug ihres Flügelschlags mein Gesicht streichelte. Wie konträr war diese Umgebung zum Stadtleben! Aber wieso vermisste ich eigentlich mein gewohntes Umfeld? Bot sich hier nicht viel mehr – und noch mehr, als mir bewusst war?

Bei all dem Umzugsstress hatte ich anfangs gar keine Zeit, genauer darüber nachzudenken. Denn beim Einzug ergaben sich gleich neue Zeitprobleme: Der Küchenbauer sorgte für Verzögerung, denn die Fertigstellung der Granitplatte kam nicht voran – somit konnten wir noch gar nicht vollständig einziehen. Wir luden trotzdem unseren gesamten Hausrat in diesem Appartement ab und packten nur die Dinge aus, die küchentechnisch keine Relevanz hatten. Dann verbrachten wir die ersten Wochen in einer Übergangswohnung, die sich in einem benachbarten Ort befand.

Unsere Tochter Lisa meldeten wir bei der örtlichen Schule des kleinen Dorfes an, zu dem unser zukünftiges Domizil in den Bergen verwaltungstechnisch gezählt wurde. Für mich waren diese ersten Wochen sehr anstrengend und aufreibend, weil ich mich fast nur mit Lisas Schwester Alicia auf der Straße befand. So brachte ich Lisa morgens in das kleine Dorf, damit sie dort die Vorschule besuchen konnte, fuhr danach in die Berge, um Haus-

rat auszupacken, kehrte gegen elf Uhr zur Vorschule in das Dorf zurück und fuhr danach zur Übergangswohnung, um mich um das Mittagessen zu kümmern. Und nach dem Mittagessen begann das Spiel von Neuem, denn dann folgte der zweite Teil der Vorschuleinheit. Irgendwie kam mir mein Leben sehr provisorisch vor.

»Warum bleibe ich nicht gleich mit Alicia im Auto sitzen?«, dachte ich, »und erledige mein gesamtes Leben dort? – Aussteigen lohnt sich doch gar nicht mehr!«

2008 Begegnungen – Die Frau aus Utah

Ich lernte sie gleich zu Anfang meiner Schweizer Zeit kennen, die Frau aus Utah: gebürtige Amerikanerin aus Salt Lake City, der Stadt der Mormonen. Sie war das elfte Kind innerhalb eines großen Familienverbundes, verheiratet mit einem Deutschen, hatte selbst drei Kinder und war sesshaft in der Schweiz.

Ich machte diese Bekanntschaft vor der Schule und ich war überrascht, wie perfekt sie des Deutschen mächtig war. »Erstaunlich«, dachte ich – hatte ich doch bisher immer nur solche Personen aus dem angelsächsischen Sprachraum getroffen, die lieber in ihrer Sprache kommunizierten und wenig bereit schienen, sich auf eine andere einzulassen. »Es ist mir zu peinlich, wenn ich beim Sprechen Fehler mache.« Diesen Satz hörte ich oft von diesen Menschen. »Englisch kann doch jeder, da bleibe ich lieber im gewohnten Sprachumfeld«, war häufig der gemeinsame Tenor.

Diese Frau aber sprach hervorragend in meiner Sprache – erst nach längerer Unterhaltung hörte ich die breite Aussprache heraus und konnte Töne wahrnehmen, die mich vermuten ließen, dass sie vom Ursprung her keine Deutsche war. Und so fragte ich sie dann auch gleich: »Was hast du denn gemacht, dass du so gut Deutsch sprechen kannst?« Sie antwortete, sie habe in Deutschland studiert, nachdem sie mit ihrem Mann Amerika verlassen hatte.«

»Wow«, dachte ich, und hakte nach: »Aber das kann doch nicht alles gewesen sein, um so ein Ergebnis erzielen zu können!«

»Nein«, meinte sie, »meinem Mann und mir war es sehr wichtig, dass innerhalb der Familie beide Sprachen gesprochen werden, und so lebten wir lange Zeit in der Welt der Klebezettel.«

»Die Welt der Klebezettel? Was ist denn das?«

Sie erzählte: »Eine Zeit lang hafteten bei uns im Haus überall kleine Zettel an Möbeln und Gegenständen, auf denen der Name des jeweiligen Objektes in Deutsch stand: ein besonderes Vokabeltraining – die Welt der Klebezettel.«

Im Verlauf des Jahres 2008 hatte ich immer wieder Kontakt mit dieser Frau aus Salt Lake City, weil wir uns auf dem Parkplatz vor der Schule oft zufällig trafen, wenn wir beide darauf warteten, dass unsere Kinder zum Auto kämen. Sie erzählte mir von ihren Kindern und von Problemen, die sie mit der Schule hatte. Aufmerksam hörte ich ihr zu – an dieser Stelle möchte ich von alledem, was sie mir sagte, nur eine Sache erwähnen.

Eines Tages berichtete sie mir: »Gestern hat sich ein Vorfall in der Klasse meiner ältesten Tochter ereignet, bei dem ein Schüler, weil er ungehorsam war, nach Unterrichtsende in der Klasse eingeschlossen wurde. Er sollte dort die Mittagspause aus erzieherischen Gründen allein verbringen.

»Allein?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie. »Aber ich kann das nicht akzeptieren.«

»Es war aber nicht deine Tochter?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete sie, »es war nur ein Klassenkamerad. Aber stell dir vor, wenn es plötzlich in der Schule gebrannt hätte! Hätte denn einer gewusst, dass sich dort noch ein Kind in einem verschlossenen Raum befindet? Das ist eine Sache, die ich mit dem Direktor besprechen möchte.« Und dann sagte sie noch diesen Satz: »Wenn du hier wirklich etwas erreichen willst, dann musst du zu den wichtigen Gesprächen deinen Mann mitnehmen. Als Frau allein erreichst du nicht viel.«

Ich stellte mir zuerst vor, wie es wäre, wenn es in der Schule plötzlich brennen würde, und kehrte schweigend zu meinem Auto zurück. Diese Frau brachte mich wirklich zum Nachdenken. Was machte sie an dieser Schule? Was bedeutete dieser fast schon selbstloser Einsatz für das Wohl eines anderen Kindes, ohne Rücksicht auf eventuelle Repressalien für die eigenen Kinder? Wollte sie um Prinzipien streiten?

Ich führte mir vor Augen, dass es möglicherweise kulturelle und beruflich bedingte Unterschiede sein könnten, die bei ihr diese Bestrebungen auslösten. Auch machte ich mir weis, dass ich hier in diesem Ort sowieso keine Probleme mit meinen Kindern haben würde, weil ich mich ja unbedingt integrieren wollte. »Und überhaupt«, dachte ich sehr naiv, »kulturelle Unterschiede zwischen Deutschen und Schweizern? – Wir sind doch Nachbarn, so groß kann der Unterschied nicht sein.« Zu Streitigkeiten mit dem Direktor würde es bei mir gar nicht erst kommen – da würde mir sicher sofort etwas einfallen, um einen Disput bereits im Keim

zu ersticken. Und außerdem war ich doch schon weit gereist und hatte häufig unterschiedliche Kulturen erlebt. Das ganze Thema ging mich wahrscheinlich gar nichts an. Nur der Satz mit dem Mann beim Direktor blieb sehr lange in meinen Gedanken hängen.

2008 – Fehlannahmen zur Integration

Ich hatte mir bis zu diesem Zeitpunkt nie ernsthaft Gedanken über Unterschiede zwischen Deutschen und Schweizern gemacht. Warum auch? Aufgrund meines Jobs als Eventmanagerin, den ich vor meiner Zeit als Mutter ausgeübt hatte, war ich es gewohnt, mit vielen Nationalitäten auszukommen.

»Integration ist überhaupt kein Problem für mich«, dachte ich optimistisch. »Nationalitäten-Erfahrung hast du, Gespräche kannst du herstellen und Kontakte aufbauen sowieso.« Ich vertraute also meinen Fähigkeiten und vernachlässigte die Reflexion über meine neuen Lebensumstände. Dabei übersah ich ganz, dass es sich dieses Mal nicht um ein kurzfristiges berufliches Ereignis handelte, sondern dass ich nun langfristige Überzeugungsarbeit zu leisten hatte.

So versuchte ich, auf die Menschen in meiner Umgebung einfach offen zuzugehen, und blieb vorerst in dem Glauben, dass sich alles regeln ließe, auch wenn ich nicht sofort Französisch spräche. Es gab schließlich auch noch Englisch, und mein Optimismus versicherte mir, dass man mit dieser Sprache immer weiterkäme. Leider unterlag ich damit zwei Fehlannahmen.

Die erste Fehlannahme ergab sich aus der Einschätzung, dass Englisch immer und überall gesprochen wird. Sicher wird fast überall Englisch gesprochen, aber die Sprachqualität der Menschen, die ich traf, ließ mich schon nach relativ kurzer Zeit innehalten und zu dem Schluss kommen, dass es für mich dringend erforderlich wäre, einen Sprachkurs in Französisch zu belegen. Ein vertiefendes Gespräch war häufig gar nicht möglich, weil die Englischkenntnisse meiner Gesprächspartner nicht ausreichten und man oft auch gar nicht in einer anderen Sprache kommunizieren wollte.

Die zweite Fehlannahme bestand darin, dass mir nicht bewusst war, dass es zu einer gelungenen Integration immer zwei Seiten braucht, die aufeinander zugehen. Es muss also auch der Teil einer Gesellschaft, in den man sich integrieren möchte, daran interessiert sein.

Da ich speziell die zweite Fehlannahme nicht sofort sah, entschied ich

mich zuerst einmal dafür, meine Französischkenntnisse zu erweitern. Beim Wortetraining stellte ich schnell fest, dass ich Gefallen am Erlernen dieser Sprache fand, obwohl sich der Fortschritt nur sehr langsam einstellte und obwohl ich vor Frustration über mein eigenes Unvermögen, mich korrekt auszudrücken, teilweise am liebsten aus dem Fenster gesprungen wäre. Dennoch hielt ich durch, auch wenn man bis heute hört, dass ich eine Fremde bin. Ich nutzte jede sich bietende Gelegenheit, meine sprachlichen Fähigkeiten zu verbessern – egal, wie gering mir der Erfolg schien. Ich wollte nicht aufgeben und es war mir einerlei, wie viele Fehler ich machte. Mit der Zeit lernte ich schließlich, direkt im Gespräch nachzufragen, wenn mir bestimmte Artikel oder Präpositionen nicht einfielen – und lustigerweise wussten manche Leute dann ebenfalls nicht mehr so genau, was richtig und falsch ist. Man gab mir jedoch zu verstehen, dass das jetzt auch nicht mehr so wichtig wäre, denn man wisse doch, was gemeint sei.

Das besagte Frustrationsfenster, aus dem ich manchmal springen wollte, wurde mit der Zeit kleiner – und außerdem befand es sich im Erdgeschoss. Aber einen wirklich guten Zugang zu den Menschen vor Ort bekam ich nicht, so sehr ich auch Französisch übte. Eine Barriere war spürbar – der kulturelle Unterschied?

2008/2009 Begegnungen – Konfrontation im Dorf

Nachdem unsere ältere Tochter Lisa die Vorschulzeit hinter sich gebracht hatte und offiziell in die erste Klasse eingeschult wurde, stellte sich schnell heraus, dass sie keine weiteren Sprachkurse von der Schule benötigte. Ich sah es als Bestätigung an, der sprachlichen Herausforderung gerecht geworden zu sein, und klopfte mir im Geiste auf die Schulter.

»Diese Sprachbarriere haben wir jedenfalls zeitnah abgebaut, dann dürfte der Integration ja nichts mehr im Wege stehen«, dachte ich. Allerdings war mir meine zweite Fehlannahme immer noch nicht bewusst, und somit konnte ich einige Reaktionen von gewissen Menschen aus diesem Dorf, in dem wir lebten, nicht verstehen.

Ein gutes Beispiel ist eine Geburtstagsfeier, zu der ein Mädchen aus der Vorschulklasse alle Mädchen der Klasse einlud, nur Lisa nicht. Der Fall stimmte mich sehr nachdenklich und mein Bestreben nach Integration erhielt damals schon feine Haarrisse. Ich verstand dieses Verhalten einfach nicht – dachte ich doch, dass ich alles tun würde, um Barrieren abzubauen: Ich ging selbst freundlich und offen auf die Menschen zu – und dann kam es zu so einem Resultat. Oder lag es gar an Lisa selbst?

Meine Tochter war traurig über diese »Nichteinladung« und ich versuchte, sie aufzubauen – fand aber letztlich keinen plausiblen Grund, um ihr verständlich zu machen, warum sie der Veranstaltung fernbleiben musste. Sie trauerte drei Wochen lang, und ich litt im Stillen mit. Danach nahm ich mir ein Herz und unterbreitete der Mutter des Kindes, zu dessen Geburtstag Lisa nicht kommen durfte, den Vorschlag, dass ihre Tochter für einen Spielnachmittag zu uns kommen könnte. Die Reaktion der Mutter erschreckte mich heftig, denn sie gab mir durch Tonfall und Körpersprache unmissverständlich zu verstehen, dass ich bloß nicht auf die Idee kommen möge, ihr weitere Offerten dieser Art zu unterbreiten.

Ich war schockiert! Ich hatte doch all meinen Mut zusammengenommen, sie wieder anzusprechen – trotz erheblicher Sprachbarrieren meinerseits